





Nick Burd

# Die Wonnen der Gewöhnlichkeit

Aus dem Englischen von  
Wolfram Ströle

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte lieferbare Programm der *Reihe Hanser*  
und viele andere Informationen finden Sie unter  
[www.reihevanser.de](http://www.reihevanser.de)



Deutsche Erstausgabe 2011

© Nick Burd 2009

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel  
*The Vast Fields of Ordinary* bei Dial Books  
(a member of Penguin Group, USA, Inc.)

Alle Rechte der deutschen Ausgabe:

© 2011 Carl Hanser Verlag München

Umschlaggestaltung: Lisa Helm unter Verwendung eines Fotos von  
gettyimages/Nick Dolding

Gesetzt aus der Caslon 11,4/14'

Gesamtherstellung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24880-8

*Für meine Mutter, meinen Vater und meine Schwester*



*»Nur man selbst zu sein in einer Welt der beständigen Gleichmacherei heißt den härtesten Kampf zu kämpfen, den ein Mensch kämpfen kann, und darin nie nachzulassen.«*

*E. E. Cummings*





## Davor

Ich verbrachte den Abschlussball der Cedarville High-school überwiegend damit, in der hintersten Kabine der Jungentoilette ein großes Herz mit den Buchstaben *DH + PS* zu malen. Das Herz bedeckte die ganze Wand, und ich brauchte dafür zwei rote Marker und malte fast eine Stunde. Ab und zu kamen Gruppen von Jungs herein, stellten sich in einer Reihe zum Pinkeln an die Pissoirs und unterhielten sich darüber, wie sie die Mädels flachlegen wollten. Doch die meiste Zeit war ich allein mit den stinkenden Markern und dem ätzenden Hip-Hop-Sound, der gedämpft durch die Wände drang.

Als ich fertig war, kehrte ich für einen letzten Blick auf meine Schule in die Sporthalle zurück. Ich wollte Abschied nehmen und dann nach Hause fahren. Es war schon Abend. Die Jungs und Mädchen aus meiner Klasse standen im schwarzen Smoking beziehungsweise im Rüschenkleid in der dämmrigen Halle und versuchten mit ihren Stimmen den stampfenden Rhythmus der Musik zu übertönen. Ich trug einen hellblauen Smoking, den ich erst drei Tage zuvor in einem Secondhand-Laden aufgetrieben hatte. Das Thema des Abschlussballs lautete »Nicht von dieser Welt«. Von der Decke hingen silberne Pappsterne, und hinter dem Tisch mit der Bowle und dem Gebäck stand fast vier Meter hoch die Aufblaspuppe eines grünen Aliens. Rektor Dugan machte im Astronautenlook die Runde bei den Schülern

und begrüßte sie. Sobald er weiterging, verdrehten alle unweigerlich die Augen oder taten so, als schnippten sie ihn mit den Fingern weg.

Ich stand am Eingang und dachte: *Gute Nacht allerseits.*

Aber ich ging nicht. Stattdessen marschierte ich zur Tribüne, auf der einige andere Loser, die für den Abend auch keine Begleitung abbekommen hatten, saßen und dem Treiben in der Halle zusahen. Sie waren in sicherer Entfernung voneinander verstreut, als sei ihre Einsamkeit ansteckend. Ganz in der obersten Reihe saß Fessica Montana in einem scharfen rosa Kleid und mit glitzerndem Lidschatten und Lockenmähne. Sie sah mich, hob kurz die Hand und zuckte mit den Schultern, als wollte sie sagen: *Und jetzt?* Ich hob ebenfalls die Hand und ließ den Blick durch die Halle wandern.

In diesem Augenblick sah ich Pablo zum ersten Mal an diesem Abend. Er stand mit einigen anderen Jungs der Footballmannschaft in der Mitte der Tanzfläche und bewegte nur ganz leicht die Schultern, zu cool, um richtig zu tanzen, aber auch viel zu beliebt, als dass er sich davor hätte drücken dürfen. Er und seine Kumpel vom Football ließen ziemlich offen eine Flasche kreisen. Ein paar Schritte daneben hüpfte Pablos Freundin Judy und die anderen Mädchen von der Mall kreischend und lachend durcheinander und waren begeistert über jeden Zuschauer, den sie hatten.

Es dauerte nicht lange und Pablo merkte, dass ich ihn anstarrte. Unsere Blicke begegneten sich, und ich dachte an den Nachmittag am Tag zuvor in seinem Zimmer. Wir hatten das Licht gelöscht, von oben waren die Schritte seiner Mutter zu hören gewesen, und wir hatten mit unseren Hän-

den hektisch unsere Körper abgetastet, als liefen wir ein Rennen gegen die Zeit. Ich winkte ihm zu. Pablo ließ den Blick noch einen Augenblick auf mir verweilen, dann drehte er sich zu Bert McGraw um. Er nahm ihm die Flasche aus der Hand und bewegte sich mit einigen Tanzschritten auf Judy zu. Das war seine Art, mir zu verstehen zu geben, dass ich für ihn nicht mehr existierte.

Ich stand auf, um zu gehen. Davor sah ich noch einmal zu Fessica hinauf. Sie starrte mich an. Ihre Traurigkeit schien jetzt irgendwie mir zu gelten. Ich fragte mich, ob sie die Blicke zwischen mir und Pablo bemerkt hatte, ob sie Bescheid wusste. Sie sah aus, als wollte sie herunterkommen und etwas sagen, doch es hätte sowieso nichts geändert, also wandte ich mich ab und ging.

Ich fuhr mit heruntergekurbelten Fenstern nach Hause. Meine gelbe Fliege lag aufgeknötet auf dem Beifahrersitz. Von draußen drang das Summen der von ruhigem Leben erfüllten Nacht herein. Unbemerkt fuhr ich durch die Stadt, vorbei an Einkaufszentren und Bürogebäuden und dann durch das Gewirr der Wohnstraßen am Stadtrand von Cedarville. Ich kam mir vor wie ein Reisender der Milchstraße, der auf einer Art menschenleerer Geistererde landet. Als ich in unserer Straße ankam, war es bis auf die kugelförmigen Laternen an den Einfahrten dunkel. Unsere Laterne war ausgegangen, stellte ich fest. Sie war nur noch eine graue Kugel auf einem schwarzen Eisenpfosten. Ohne ihr Licht lag unser Vorgarten noch tiefer im Schatten als die anderen Vorgärten des Viertels. Später in der Nacht träumte ich, die tote Lampe hätte Arme und Beine bekommen und marschiere schlingend wie ein Roboter die Straße entlang.



# 1.

Mein Vater Ned war Inhaber des einzigen Luxusautohauses von Cedarville, meine Mutter Peggy unterrichtete Kunst in St. Jude's, der kleineren der beiden katholischen Schulen der Stadt. Ich war dreizehn, als wir vom Land nach Cedarview Estates zogen, eine Neubausiedlung im Osten von Cedarville. Die Häuser waren in unverfänglichen Farben wie Braungrau, Beige und Taubenblau gestrichen. Nachts leuchtete hinter den Fenstern ein warmer goldener Schein. Meine Mutter fand es grässlich.

»Es ist hier wie in einem Dorf mit futuristischer Beleuchtung«, sagte sie. Sie saß auf der Eingangsveranda und rauchte eine ihrer Marlboro Lights, was sie nur selten tat. »Manchmal bilde ich mir ein, wenn ich die Lichter lange genug anstarre, fangen sie an, sich ganz langsam zu bewegen. Wie Gletscher.«

Meine Eltern waren ursprünglich, als sie festgestellt hatten, dass ich unterwegs war, von Cedarville aufs Land gezogen. Meine Mutter wünschte sich, dass ihr Kind auf einer Farm aufwuchs. Sie wollte eine namenlose Katze und ein paar Hühner, mit denen sie im Grunde nichts anfangen konnte. Sie wollte die Weite und die Sonnenuntergänge und die seltsamen Käfer im Garten. Ich verbrachte die Tage damit, von der Veranda aus Streifzüge durch die Maisfelder hinter dem Haus zu unternehmen. In der Mitte eines Felds blieb ich stehen, schloss die Augen und drehte mich im

Kreis, um die Orientierung möglichst vollkommen zu verlieren. Eines Abends beim Essen meinte mein Vater, er hätte Gutes über eine neue Siedlung gehört, die in der Stadt gebaut werde, und dass wir vielleicht dorthin ziehen sollten.

»Wäre doch prima, in die Stadt zurückzukehren«, sagte er. »Die Entfernungen wären kürzer. Außerdem kennt ein Kollege von mir zwei Planer. Er meint, das sei modernstes Wohnen mit Stil.«

»Ich finde solche Wohnsiedlungen potthässlich«, erwiderte meine Mutter.

»Wir sind keine fünfundzwanzig mehr, Peggy«, sagte mein Vater.

Meine Mutter knallte ihr Besteck auf den Teller und fragte, was das jetzt solle, und ich verzog mich mit meinem Essen auf mein Zimmer, damit die beiden in Ruhe streiten konnten.

Das Haus in Cedarview Estates war für uns zu groß. Wir hatten drei Extrazimmer und einen riesigen Keller, den meine Mutter mit ihren Kunstwerken belegte, blau angemalten Schaufensterpuppen ohne Köpfe und schwarzen, auf zerbrochene Spiegel gemalten Strichmännchen, die biblische Szenen nachstellten. Es gab einen offenen Kamin, den wir nur an Heiligabend nutzten, und einen Külschrank aus Edelstahl mit eingebautem Flachbildfernseher. Hinter dem Haus lag der Pool, der einmal in der Woche von einem Mann gereinigt wurde, und in die Wände der Zimmer waren Stereo-Lautsprecher eingebaut. Manchmal sang das ganze Haus.

Ich hatte nichts gegen das Haus und die neue Nachbarschaft. Es dauerte eine Weile, bis man sich eingewöhnt hatte, aber dann war die Umgebung für mich dasselbe wie

zuvor die Maisfelder hinter unserem alten Haus auf dem Land: ein Raum zum Erkunden und darin verschwinden. Meine Eltern dagegen stritten sich ständig über das Haus, was es bedeutete und was es aus ihnen machte. Für meinen Vater repräsentierte es eine neue Stufe des Erwachsenseins und Wohlstands. Es war eine Art großer Pfeil, der anzeigte, dass sie in der richtigen Richtung unterwegs waren. Für meine Mutter bedeutete es die Kapitulation vor der Normalität und die Zurückweisung jener fantastischen Welt, in der sie ihre Skulpturen geschaffen und in der abendlichen schwarzen Stille des ländlichen Mittelwestens die Stimme der Natur gehört hatte.

Eines Abends lasen mein Vater und ich im Wohnzimmer Zeitung, da tönte plötzlich die Stimme meiner Mutter durch die Sprechanlage in der Wand.

»Ich will euch nur mitteilen, dass ich gerade das Bidet im Elternbad benutze. Ich fasse es nicht. Dade, wenn du mich hörst: Lass nicht zu, dass es mit dir je so weit kommt.«

Mein Vater blickte vom Sportteil auf, schüttelte nur nachsichtig den Kopf und las weiter.

Meine Mutter hieß bei ihren Lehrerkollegen »Hippie«. Sie hatte lange sandblonde Haare und trug immer weite, rustikale Röcke und luftige Tops, die ihre mädchenhaft dünnen Arme und Schultern zeigten. In ihre Augen trat ein Funkeln, wenn jemand einen originellen Witz erzählte oder wenn eine der Blumen blühte, die sie im Garten hinter dem Haus gepflanzt hatte. Doch an vielen Tagen blieben die Augen stumpf, und sie wirkte wie enttäuscht von der Welt und aller Hoffnung beraubt. Wir wohnten ein Jahr in dem Haus, da machte sie beim Abendessen eine Ankündigung.

»Ich gehe jetzt zu einem Psychiater in Therapie«, sagte sie. »Nur dass ihr Bescheid wisst. Niemand ist daran schuld, und ich mache auch niemandem Vorwürfe. Ich brauche die Therapie eben.«

Mein Vater hörte einen Moment lang auf, sein Kalbschnitzel zu kauen, und blickte meine Mutter prüfend an, scheinbar unschlüssig, ob es sich um einen Scherz handelte. Meine Mutter sah mich an und lächelte angestrengt.

»Wie schmeckt das Schnitzel, Schatz?«, fragte sie. »Gut? Magst du es?«

Der Arzt verschrieb ihr einige Tabletten, und in den Folgemonaten füllte sie ihren Vorrat im selben Rhythmus auf, in dem der Pool-Mann bei uns vorbeikam. Sie verbrachte Stunden auf dem Sofa und sah sich im Kabelfernsehen alte Filme an. Zu anderen Zeiten schloss sie sich mit einem teuren Merlot in ihr Meditationszimmer ein und spielte ununterbrochen Alben von Fleetwood Mac, unter anderem »Everywhere« und »You Make Loving Fun«.

»Es lebt sich gut im Kapitalistenviertel«, sagte sie eines Tages am Telefon zu ihrer Schwester in Phoenix. Sie stand an der Spüle in der Küche und blickte durch das Fenster nach draußen. »Der Garten blüht, die Rasensprenger sind gerade angegangen, und gleich kommt der Pool-Junge. Ach ja, und ich habe gerade Klonopin genommen. Doch, es lebt sich gut hier, sehr gut sogar.«

Sie fing an, im Sommer am Pool zu liegen wie ein mit Drogen zugeknalltes Starlet. Von der Sonne betäubt, murmelte sie wirres Zeug. Beim Essen redete sie manchmal von einem Anbau an das Haus, allerdings nie ohne einen gewissen Unterton, als wollte sie ihr früheres Selbst provozieren, das gar nicht hatte herziehen wollen. Doch ihre diesbezüg-



lichen Gefühle wurden schwächer oder verschwanden unter der Oberfläche, und bald stritt sie mit meinem Vater über andere Dinge. Etwa warum sie ein Waschmittel mit der Duftnote »Bergnebel« kaufte statt mit der von meinem Vater bevorzugten »Frühlingsbrise« oder ob der Rasen besser tagsüber oder nachts gewässert werden sollte.

Meine Eltern wollten mich immer unbedingt zum Arbeiten motivieren. Am Tag nach meinem fünfzehnten Geburtstag fuhren wir durch die Stadt und sammelten Bewerbungsformulare von sämtlichen Kinos, Fast-Food-Ketten und Lebensmittelläden ein.

»Es wird dir guttun, selber Geld zu verdienen«, sagte mein Vater. »Und mit deinem ersten Lohnscheck gehen wir zur Bank und eröffnen für dich ein eigenes Konto.«

Ich nickte und starrte aus dem Fenster auf die draußen vorbeiziehenden Geschäfte und Restaurants. Die Vorstellung zu arbeiten erschreckte und deprimierte mich. Ich wusste, wie mein Vater manchmal aussah, wenn er abends von der Arbeit nach Hause kam. Mit müden Augen und gelockerter Krawatte betrat er die Küche, holte ein Bier aus dem Kühlschrank und leerte es, an den Küchentresen gelehnt, als trage jeder Schluck dazu bei, den Tag auszulöschen und durch etwas Besseres zu ersetzen. Ich saß derweil am Küchentisch, aß Kartoffelchips, blätterte durch eine Musikzeitschrift und spielte wie immer mit dem Gedanken, in mein Zimmer zu gehen und einen Porno aus dem Internet herunterzuladen.

»Wie war dein Tag?«, fragte mein Vater bei solchen Gelegenheiten.

»Gut«, sagte ich. »Und deiner?«

»Auch gut. Ein Mädchen aus einer Privatschule hat einen Anfall bekommen, nachdem ihr Vater ihr nicht den Mercedes kaufen wollte, den sie sich wünschte, und ich hätte fast die Polizei gerufen, aber sonst lief alles gut.«

Ich vermied es, ihn anzusehen, während er sein Bier austrank. Manchmal stand ich auch auf, ging zum Pool hinaus und ließ ihn allein. Oder ich stülpte mir Kopfhörer über, drehte die Lautstärke voll auf und hoffte, dass die nach außen dringende Musik ausreichte, ihn aus dem Zimmer zu vertreiben.

Mein Vater war ein Einzelgänger, eine der wenigen Eigenschaften, die wir gemeinsam hatten. Er spielte allein Golf und ging allein ins Kino. Er hatte Arbeitskollegen, Leute, die man wahrscheinlich seine Freunde nennen konnte, aber er traf sich außerhalb der Arbeit nur selten mit ihnen. Auf Partys hielt er sich abseits und stand mit ausdruckslosem Gesicht und einem beschlagenen Glas Scotch in der Hand da. Sobald ihn allerdings jemand ansprach, hatte er ein Lächeln und eine Bemerkung über das Wetter parat. Er sah eigentlich ganz gut aus, hatte sich als ehemaliger Sportler körperlich einigermaßen fit gehalten und besaß einen unauffälligen Charme. Man spürte, dass er durchaus nach Anschluss suchte, nach Erlösung von seiner selbst auferlegten Einsamkeit. Doch aus den Angelausflügen und Tennisspielen, die er anderen Familienvätern vorschlug, wurde nie etwas.

Ich bekam schließlich einen Teilzeitjob bei Food World, dem Supermarkt in der Mall. Ich begann als Einpacker, und in meinem letzten Jahr an der Highschool füllte ich zusammen mit meinem Freund Pablo und einigen anderen Jungs aus der Schule Regale auf. Die meiste Zeit verbrach-

ten wir Zigarette rauchend im Kühlraum für die Milch. Wir unterhielten uns über unsere schlechte Bezahlung oder taten so, als interessierten wir uns für die Zwillinge – Jessica und Fessica Montana –, die in der Videothek arbeiteten.

Die Zwillinge gingen in die Klasse unter uns. Sie waren beide nur eins fünfzig groß und hatten Hamsterbacken und große blaue Augen. Jessica hatte ein so penetrantes Dauerlächeln, dass mein Vater mich nach der Theateraufführung des letzten Schuljahrs gefragt hatte, ob das Mädchen, das die Ophelia spielte, irgendwie gestört sei. Sie färbte sich die Haare sonnenblond und genoss an der Schule ein gewisses Ansehen als Mitglied der Clique um Pablos superbeliebte Freundin Judy Lockhart.

Ihre Zwillingsschwester Fessica war weniger attraktiv. Sie hieß eigentlich Francesca, aber irgendwann hatte ein Mitschüler und Witzbold sie Fessica genannt, und der Name war hängen geblieben. Ihre Nase erinnerte mich an einen unförmigen Pilz, ihr Mund wurde von einer blauen Zahnsperre ausgefüllt («nicht blau, saphirblau»), und ihre langweilig braunen Haare hatte sie immer zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie latschte durch die Gänge des Supermarkts oder der Schule, als sei sie gerade erst an diesem Morgen von den Toten auferstanden und habe in ihrer Benommenheit vergessen zu duschen. Sie trug »voll die Nerd-Klamotten«, wie Pablo meinte, also etwa knallenge Stonewashed-Jeans und T-Shirts, auf die mit Airbrush Pferde aufgesprüht waren, die sich über der Brust aufbäumten. Pablo pflegte sie in der Videothek, in der sie arbeitete, zu besuchen und ihr zu sagen, wie ungewöhnlich er ihren Namen finde.

»Was ist das eigentlich?«, fragte er. »Französisch? Kanadisch? Kanadisches Französisch?«

»Ich habe dir doch schon gesagt, Fessica ist gar nicht mein richtiger Name.«

»Jedenfalls ist Fessica ein ganz besonderer Name«, sagte Pablo, nahm Fessicas Hand und hielt sie sich an den Mund. »Und du bist ein ganz besonderes Mädchen.«

Pablos Eltern waren am Ende unseres ersten Highschool-Jahres von Arizona nach Cedarville gezogen. Im dritten Jahr war Pablo bereits Schriftführer der Schülervertretung und Star und Quarterback der Footballmannschaft Cedarville Warriors. Die Mädchen warfen ihm schmachtende Blicke zu, einige nannten ihn sogar, was ich ziemlich ätzend fand, den Sexikaner. Er war eins achtzig groß, seine Haut war dunkel wie ein schmutziger Penny, und er hatte haselnussbraune Augen, die im Mittelpunkt meiner Wichsfantasien standen. Er war eher der nachdenkliche, grüblerische Typ, ganz anders als seine Kumpel, die einander beim Gehen ständig anrempelten und sich auf den Gängen nur schreiend verständigten. Ich begegnete ihm in der Schule und gelegentlich auch zwischen den Regalen von Food World. Freunde wurden wir allerdings erst, als wir für den Führerscheinunterricht an der Schule gemeinsam ein Referat über die Fliehkraft halten mussten. Wir arbeiteten die ganze Nacht daran. Anschließend rauchten wir einen Joint und hörten mexikanischen Hip-Hop, von dem Pablo besessen war. Wir waren zugekifft und fläzten uns auf seinem Bett, da langte er plötzlich rüber und streichelte mir den Schritt. Ich war damals sechzehn und wusste, dass ich nicht hetero war. Ich wusste es, seit meine Babysitterin Kendra Kaufman mich mit zehn einmal spät aufbleiben und die